

5. Soziale Ungleichheit

In der Vorbemerkung werden Unterschiede zwischen den Codes Stadtteil und Wohnquartier aufgezeigt. Es folgen die Abschnitte Stadtteil (5.1) sowie Wohnquartier und Diskriminierung (5.2). Abschnitt 5.3 macht auf Wohngebäude und Wohnung aufmerksam. Der Schluss thematisiert die Auswirkungen des Wohnens auf Sozialisation und Entwicklung (5.4).

Vorbemerkung

Vom Bemühen, Erzählszusammenhänge über die Romanfiguren zu codieren, wick lediglich die Codierung der Hauptkategorie »Soziale Ungleichheit« mit den Subkategorien »Stadtteil«, »Wohnquartier« und »Wohnung« ab (vgl. Kapitel 4). Unter »Stadtteil« wird ein abgegrenzter Bereich einer Stadt mit eigenem Namen verstanden, der mit benachbarten Stadtteilen zu einem größeren Ortsbezirk bzw. Bezirk zusammengefasst ist. Als »Wohnquartier« lässt sich ein überschaubares Wohnviertel bezeichnen, das für die Bewohner:innen im »Sichtbereich« liegt, »jener Bereich, den eine Person wahrnehmen kann, wenn diese sich an einem definierten Standort, z.B. vor eine Haustür, stellt und sich einmal um die eigene Achse dreht« (Hoffmeyer-Zlotnik 2001, S. 2). Dazu können Nachbarschaften, Neubaugebiete oder nur einige Straßen mit Häuserreihen zählen. Der im Roman verwendete Begriff Ort steht für beides, Stadtteil und Wohnquartier.

Folgende Analyse zur Hauptkategorie »Soziale Ungleichheit« basiert auf insgesamt 108 Codes.¹

¹ Bei den nachfolgenden Ausführungen wird zu Beginn eines Kapitels die Gesamtzahl der Codes angegeben. Die für die thematische Auswertung wichtigen Textauschnitte werden durch Angabe einzelner oder mehrerer Codes mit Seitenzahl des Romans unter den Ausschnitten belegt. Die aufgeführten Codes, von denen in der Regel die häufigsten einbezogen werden, stehen stellvertretend für die weiteren der Subkate-

5.1 Stadtteil

Die Icherzählerin wurde 1988 als einziges Kind einer türkeistämmigen Mutter und eines deutschen Vaters in einem am westlichen Rand von Frankfurt a.M. liegenden Stadtteil geboren. Er ist etwa 15 km vom Hauptbahnhof entfernt. Die Mutter war Hausfrau; der Vater arbeitete in einem dem Stadtteil benachbarten Industriepark, in dem er seit 40 Jahren Aluminiumbleche in Laugen tauchte, häufig in Nachtschichten. Ausgangspunkt der Erzählung ist die Rückkehr an den Ort ihrer Kindheit und Jugend, den die Protagonistin vor Jahren verlassen hatte. Insofern ist der Roman das Ergebnis eines Rückblicks auf die Lebensbiografie mit dem Hauptaugenmerk auf die Lern- und Bildungsgeschichte (Krüger 2006, S. 14). Unverkennbar sind hier Parallelen zur Autoethnobiografie von Didier Eribons »Rückkehr nach Reims« (2018).

Die Icherzählerin schilderte das Aufwachsen in einem unterprivilegierten Arbeitermilieu in dem von Großindustrien geprägten Gebiet, dessen Luft immer noch von der feinen Säure des benachbarten Chemieparks roch und der auch sonst durch andere unangenehme Gerüche, laute Geräusche und helles »Streulich« bei Dunkelheit allgegenwärtig war – das Letztere verlieh dem Roman seinen Titel. Weiteren massiven ökologischen Belastungen war der Stadtteil des Ortsbezirks Frankfurt-West durch eine Abwasserreinigungsanlage und eine der größten Schlammverbrennungsanlagen Europas ausgesetzt (vgl. Code: Vater/Arbeit, S. 11, S. 54; Code: Soziale Ungleichheit/Stadtteil, S. 7, S. 13, S. 15; Code: Soziale Ungleichheit/Industriepark, S. 14).

Für Menschen mit größerem ökonomischem Kapital war dieser Stadtteil (vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2001) kein erstrebenswerter Wohnort, da er nur durch Fluss und Hügel vom monströsen geräuschvollen Industriepark mit übelriechenden Emissionen getrennt war. Diejenigen aber, die wie der Vater der Protagonistin einer eintönigen gesundheitsbelastenden Arbeit im Chemiapark nachgingen, ein geringes Einkommen hatten und Fahrtkosten zum Arbeitsplatz gering halten mussten, hatten kaum eine andere Wahl.

Niedrige Einkommen legen fest, in welcher städtischen Lage günstiger Wohnraum zur Miete und im Einzelfall, wenn überhaupt, zum Kauf erworben werden kann. Verteilen sich Teilgebiete im städtischen Raum nach sozioökonomischen Merkmalen wie Einkommen und Erwerbsstatus ungleich,

gorie zugeordneten Codes. Quantitativ zu vernachlässigende werden analysiert, wenn es der Sinnerschließung dient. Wenn nicht, bleiben sie unberücksichtigt.

spricht die Stadtsoziologie von sozialer Ungleichheit bzw. Segregation und versteht darunter die »räumliche Trennung von Arm und Reich« (El-Mafaalani & Strohmeier 2015, S. 18).

Der betreffende Stadtteil lässt sich, verglichen mit anderen Ortsteilen Frankfurts, als überwiegend armutsgeprägt bezeichnen. Dafür spricht, dass es sich um ein von Großindustrien umgebenes Gebiet mit einem hohen Anteil von Ausländer:innen und Deutschen mit Migrationshintergrund handelte. Üblicherweise sind in solchen Stadtteilen die Arbeitslosenquoten und Anteile an bedarfsorientierten Sozialleistungen hoch. Schließlich war er umgeben von Stadtteilen mit vergleichbaren Merkmalen (vgl. Stadt Frankfurt a.M. 2022). Dies sind generelle Indikatoren für die Armutsprägung eines Stadtteils, so auch für den hiesigen. Gleichwohl hat er denkmalgeschützte Gebäude, Einfamilienhäuser, Neubaugebiete und große Gärten, die auf das Vorhandensein von privilegierten Bevölkerungsgruppen hinweisen (vgl. Stadtteil Sindlingen, Stadt Frankfurt a.M., o.J.).

Die überwiegende Armutsprägung des Stadtteils hat nicht zur Entwicklung von entmischten Ortsteilen oder Bezirken wie in anderen Städten, z.B. Berliner Wedding oder Dortmunder Nordstadt, geführt, da sich auch privilegierte Wohnquartiere im Stadtteil befinden. Als durchmischt lässt er sich aber ebenfalls nicht bezeichnen. Dazu dominieren zu eindeutig die mit den Indikatoren für Armutsprägung verknüpften Phänomene. Der Roman spricht allerdings ganz selten direkt das Phänomen Armut an, etwa bei der Beschreibung der Menschen der am Wochenende stattfindenden Flohmärkte im Stadtteil. Indirekt finden sich allerdings immer wieder Hinweise zum Phänomen Armut: Zu Beginn des Besuchs des Gymnasiums »ahnte« die Icherzählerin recht schnell, dass das unterprivilegierte Wohnquartier des Stadtteils, aus dem sie stammte, nicht passend für den Besuch dieser Schule war (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Stadtteil, S. 217; Code: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung, S. 61).

5.2 Wohnquartier und Diskriminierung

»Auf die Adresse kommt es an ...« titelt ein Sammelband von El-Mafaalani et al. (2015), der deutlich macht, dass Lebens- und Bildungschancen durch Herkunft aus »benachteiligenden Wohnstandorte[n]« eingeschränkt werden. Dies kann »zu Absagen bei Bewerbungen, gesundheitlichen Einschränkungen und zur sozialen Ausgrenzung führen« (ebd., S. 11). Daraus ergibt sich

aber kein Automatismus. Solche Standorte enthalten neben Risiken auch Chancen, wenn man einen Aufstieg durch Bildung anstrebt. Eine Studie von Marcel Helbig (2010) mit 10- bis 12-jährigen Berliner Grundschulkindern zu Effekten von Nachbarschaften weist darauf hin, dass weder die Komposition von benachteiligenden Nachbarschaften, ob mit oder ohne höheren Migrationsanteil, noch sonstige kontextuelle Faktoren negative Auswirkungen auf die Kompetenzentwicklung hatten. Bildungsungleichheit entstand, weil Kinder in privilegierten Nachbarschaften häufiger auf Gleichaltrige mit kulturellen Interessen und höheren Kompetenzniveaus sowie auf mehr positive erwachsene Identifikationsfiguren trafen und deren Hilfe für Informations- und Materialbeschaffung, z.B. für die Schule, nutzten. Ob diese Ergebnisse zu nachbarschaftlichem Einfluss auf die Altersgruppe von Jugendlichen übertragbar sind, lässt sich aufgrund der schmalen Forschungslage für Deutschland nicht sagen (ebd., S. 676f.).

Unterstützende Erwachsene wie in privilegierten Nachbarschaften fehlten im Wohnquartier der Icherzählerin. Dagegen fanden sich am Stehtisch von Conny's Eck »ab dem frühen Nachmittag« (Ohde 2020, S. 36) ältere Männer ein, die Bier und Schnaps tranken und rauchten – ein oft zu beobachtendes Phänomen in armutsgeprägten Stadtteilen. Bei »räumlicher Konzentration« von Armut und Arbeitslosigkeit hatte nach angloamerikanischen Studien das Fehlen von Erwachsenen und Peers mit positiver Vorbildfunktion im Blick auf Bildung und Beruf bei Jugendlichen negative Folgen, etwa Kriminalität und Gewalt. Segregierte, sozialstrukturell benachteiligende Stadtgebiete und Armenghettos bieten weniger Anregungen und Herausforderungen für Jugendliche, sich kulturell und sozial weiterzuentwickeln, als privilegierte städtische Gegenden (vgl. Oberwittler 2018, S. 300). Das hatte sich ebenfalls als Bildungsungleichheit in der obigen Studie im Blick auf Kinder gezeigt. Und selbst wenn erreichbare Freizeit- und Bildungsangebote in anderen Stadtteilen vorhanden sind, mangelt es den Bewohner:innen von benachteiligenden Wohnorten an ökonomischem Kapital, sie in Anspruch zu nehmen, oder es behindern persönliche Ängste und Vorbehalte, das vertraute Wohnquartier zu verlassen und sich auf Neues einzulassen (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/ Wohnquartier, S. 36).

Das Quartier der Protagonistin war in der Zeit zwischen Weggang und Rückkehr nach langer Abwesenheit stärkerem Verfall ausgesetzt gewesen: »Alles wurde älter und älter und verfiel, nichts verging, nichts starb und fing von vorne an, auch nicht, wenn man es mit Gewalt versuchte, wenn man

sich in die Luft jagte, und auch nicht, wenn man leise verschwand« (Ohde 2020, S. 21). Das heißt: Wie radikal auch Veränderungen stattfinden würden, hier bliebe doch die Zeit stehen, das Leben stagnierte und verlief in vorgebahnten Strukturen, monoton und eintönig (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier, S. 10; Code: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier, S. 21).

Diese Merkmale des Stillstands sagten implizit etwas über die normativen Orientierungen im Wohnquartier aus. Danach sollte alles so bleiben wie es war. Veränderungen, die z.B. der Umgang mit Fremden wie der Protagonistin zur Folge haben können, passten nicht zum Ort. Seine homogene Zusammensetzung wäre bedroht gewesen. Ein Blick hinter die Oberfläche unter Einbeziehung von nachfolgenden Sequenzen (vgl. Szenen im weiteren Text, besonders in Kapitel 12) lässt folgern, dass Kontakt und Kennenlernen von Menschen mit migrantischer Herkunft normativ unerwünscht waren und sie mit Feindseligkeit, Diskriminierung und sozialer Exklusion rechnen mussten (vgl. Asbrook et al. 2006, S. 156ff.) (vgl. 2 Codes: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Exklusionsgefühl, S. 22, S. 124).

Dies zeigte sich etwa daran, dass rassistische Anfeindungen im Wohnquartier als Praktik nicht nur unterschwellig, sondern ganz offen zu Tage traten: Wenn sonntags die Frauen das Unkraut kniend von den Bürgersteigen entfernten, hoben sie den Kopf, wenn die Icherzählerin an ihnen vorbeiging, machten sie große Augen und hielten sich an ihren Haken fest. Hatte sie die Frauen hinter sich gelassen, »dröhnte der Entwarnungston aus den breiten Mündern der Sirenen« (Ohde 2020, S. 124) (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Demütigung_Beschämung, S. 124).

In dieser Sequenz wurde Demütigung als Form von rassistischer Diskriminierung eingesetzt, die Beschämung als Form verdeckter klassistischer Diskriminierung implizierte – die Icherzählerin stammte aus Armutsverhältnissen (vgl. Abschnitt 5.3). Die Adressatin fühlte sich aufs Äußerste gekränkt. Sie versuchte, das Ausmaß an Demütigung und Beschämung durch die nachfolgende ironisierende Formulierung (Entwarnungston) für sich selbst zu relativieren. Die kollektiv abweisenden und erniedrigenden Reaktionen der Unkraut entfernenden Frauen drückten eine Feindseligkeit aus, die der Protagonistin Minderwertigkeit und Unterlegensein zuschrieb. Solche Formen von Diskriminierung schlagen schnell in blanken Hass und Gewalt um.

Als weitere Diskriminierungsform spielte Sexismus im Ort eine Rolle: Im Hauskreis der Kirchengemeinde, der von Bewohnerinnen des Stadtteils und Wohnquartiers besucht werden konnte, widersprach eine Frau entschieden der Auslegung einer Bibelstelle, die besagte, dass Frauen sich bei wichtigen Fragen an ihre Männer richten sollten. Der Widerspruch, sie wären darauf nicht mehr angewiesen, löste bei den Teilnehmerinnen schallendes Gelächter aus (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Wohnort/Diskriminierung/Anschlag/Frau, S. 233).

Durch das Gelächter wurde die Frau mit der Vorstellung eines gleichberechtigten Geschlechterverhältnisses diskriminiert bzw. beschämt. Es war Ausdruck eines traditionellen Rollenverständnisses von Mann und Frau. Danach konstituiert die vermeintlich natürliche Geschlechterhierarchie ein Machtverhältnis, bei dem sich der Mann in einer hegemonialen Position befindet und Frauen sich Männern unterzuordnen haben. Diese Vorstellungen basieren auf dem Konzept des klassischen Sexismus, das von einer essentialistischen Minderwertigkeit der Frau ausgeht (vgl. Kalkstein et al. 2022, S. 247). Der oben wählte Umgang der Ortsbewohnerinnen mit der Protagonistin als »Fremde« und der Frau mit Selbstbestimmungsanspruch gegenüber Männern ist Ausdruck eines traditionellen und kleinbürgerlichen Habitus der Bewohnerinnen.

Stagnation und soziale Exklusion aufgrund herkunftsbezogener, rassistischer und sexistischer Diskriminierung waren wichtige Beweggründe für die Protagonistin, aus dem Wohnquartier »wegzugehen« in der Hoffnung, dass sie an einem anderen Ort solchen Anfeindungen nicht ausgesetzt wird. Wie sich später im Roman zeigt, war jedoch zunächst das zentrale Motiv die Orientierung ihrer Mutter, die ihrem Heimatdorf in der Türkei als Jugendliche den Rücken gekehrt hatte, um ein anderes Leben zu leben (vgl. Kapitel 6). Der Wunsch der Protagonistin, den Ort zu verlassen, war also kein Ausdruck von jugendlicher Abenteuerlust und Neugier auf die Welt, wie sie sich beim ersten Streifzug durch das Quartier nach ihrer Rückkehr erinnerte (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Wohnquartier/Diskriminierung/Weggehen, S. 22).

Ihr Wunsch fand unter befreundeten Gleichaltrigen keine Zustimmung. Fragte sie Pikka, ob er fortwolle, stieß sie auf Ablehnung und Unverständnis. Auch Sophia würde nicht zustimmen. Sie lebte in einem nahegelegenen privilegierten Wohnquartier mit Alleen und Fußwegen, allerdings mit Kühltürmen des Industrieparks in Sichtweite, übte Ballett im Turnverein und voltigierte. Beide Freund:innen hatten keine diskriminierenden und ökonomisch benachteiligenden Erfahrungen wie die Icherzählerin gemacht

(vgl. 2 Codes: Soziale Ungleichheit/Stadtteil/Pikka, S. 22; 2 Codes: Soziale Ungleichheit/Stadtteil/Sophia, S. 22, S. 85; Code Mutter_Sophia/Lebensstil, S. 39f.).

Ob die Wahrnehmung der extremen Diskrepanz – hier Alleen, Reit- und Turnverein, dort die Schlote des Industrieparks, Conny's Eck, Bahnhof und geräuschvoll aufsteigende Flugzeuge – der Realität entsprach oder teilweise Ergebnis idiosynkratischer Konstruktion der Icherzählerin war, ist nicht von Belang: Der Stadtteil zeichnete sich in ihrer Wahrnehmung sowohl durch armutsgeprägte als auch durch privilegiere Wohnquartiere aus. Er war in sich durch soziale Ungleichheit gekennzeichnet und heterogen.

Bisherige Ausführungen machen deutlich, warum die Icherzählerin das Quartier verlassen wollte. Stagnation, Monotonie, direkte und unterschwellige Diskriminierungserfahrungen waren dafür mitverantwortlich. Von größerem Gewicht waren aber die Erzählungen der Mutter zu ihrem Weggang aus dem Dorf. Sie führten zur Entwicklung einer entsprechend habituellen Orientierung der Protagonistin. Die Auseinandersetzung mit dem Thema »Weggang« ist daher durchgängig von Bedeutung².

5.3 Wohngebäude und Wohnung

Die Icherzählerin wohnte mit ihren Eltern in einem Mietshaus auf der ersten Etage, in der Parterrewohnung ihr Großvater mit einer Sehbehinderung. Auf der zweiten Etage lebte eine alte »Dame« mit fettigen Haaren und auf der dritten ein Mann mit Vokuhila (besondere Männerfrisur) mit zwei kleinen Hunden (vgl. 2 Codes: Soziale Ungleichheit/Wohngebäude/Nachbarn, S. 25f.).

Die Parterrewohnung des Großvaters, der Flur im Wohnhaus und Räume der elterlichen Wohnung waren durch den extremen Aufbewahrungs- und Kaufdrang des Großvaters, vor allem des Vaters, geprägt: gehortete

-
- 2 Dieses Thema ist folglich auch in anderen Kontexten des Romans virulent, ohne in direktem Zusammenhang mit den Faktoren Wohnquartier und Diskriminierung zu stehen. Gleichwohl üben hier beide Faktoren einen indirekten und kontinuierlichen Einfluss aus. Die Sinneinheiten zu »Weggang« wurden daher den Subkategorien Wohnquartier und Diskriminierung zugeordnet. Das erklärt die hohe Zahl diesbezüglicher Codings (vgl. 20 Codes: Soziale Ungleichheit/Diskriminierung/Wohnquartier/Weggehen).

Lebensmittel in der Küche, Plastiktüten mit altem Brot, Stapel von Prospekten und Zeitungen und Kartons voller meist ungenutzter Dinge. Die Möbel waren billig, alt und beschädigt, Schranktüren und Griffe fehlten, Belege lösten sich hier und dort vom Boden ab. Im ganzen Haus roch es nach dem Zigarettenrauch des Vaters und morgens in der Wohnung nach ausgeschwitztem Alkohol. Die Protagonistin hatte ein Zimmer, in dem sich stellenweise die Tapete mit Elefantenmuster vom Putz löste, mit Blick auf eine Stromleitung. Weiterhin befand sich hier ein Plastikhocker und Tisch, auf dem sie teils vor laufendem Fernseher Schularbeiten machte – er wurde später durch einen PC ohne Internetanschluss ersetzt –, ein Wandregal und Bett (vgl. 2 Codes: Vater/Aufbewahrungsdrang, S. 34; Code: dito/Kaufdrang, S. 32f.; 2 Codes: Soziale Ungleichheit/Wohngebäude/Wohnung, S. 9; Code: dito, S. 51; 2 Codes: dito/Zimmer, S. 61, S. 116).

Der Unordnung und Unsauberkeit der komplett überladenen Parterre- und elterlichen Wohnung bemühte sich die Mutter immer wieder beizukommen, sei es, indem sie Dinge versteckte, sortierte oder in den Keller räumte. Gleichwohl blieb es ein vergebliches Unterfangen. Bestimmte Räume zu betreten, war für Freund:innen ihrer Tochter verboten, wenn sie sie besuchten. Es war der Mutter peinlich (vgl. Code: Mutter/Veränderung/Ordnung, S. 32f.; Code: Mutter/Peinlichkeit, S. 32).

Die Beschreibung zeigt eine Form armutsgeprägten Wohnens, bei der durch das Horten von Dingen versucht wird, materiell und gesellschaftlich bedingte Ungleichheit auszugleichen und dem Entstehen von Notlagen vorzubeugen. Das dominante Merkmal der Wohnung und des Zimmers der Ich Erzählerin ist ihr Armutscharakter, der sich in einem desolaten Zustand und in einer massiven Unordnung manifestierte. Auch die Themen »Wohnung« und »Unordnung« kommen immer wieder zur Sprache.

Bezieht sich Unordnung wie hier auf eine mit Dingen überfrachtete Wohnung, spricht man in Studien von materieller Unordnung (vgl. Mallon 2018, S. 222). Erwachsene reagieren darauf in negativer Weise: In einer Studie beschrieben diejenigen Frauen ihr Zuhause als stressig, die sich mehr als andere über das Thema Unordnung und unerledigte Dinge in ihren Wohnungen äußerten. Unordnung führte zu anhaltenden Cortisolausschüttungen, ein Hinweis auf chronischen Stress mit gesundheitsschädlichen Auswirkungen. Es kam bei ihnen während des Tages zu immer stärkeren depressiven Verstimmungen, mehr Schwierigkeiten nach der Arbeit, sich auf ihr Zuhause einzulassen, und häufigeren Ermüdungserscheinungen am Abend. Frauen der Ver-

gleichsgruppe, die weniger über Unordnung in ihren Wohnungen sprachen, beschrieben ihr Zuhause als erholsam (vgl. Saxbe & Repetti 2010).

In einer anderen Untersuchung wurden Menschen mit dem Bedürfnis nach zwanghaftem Horten im Alltag interviewt und deren Daten interpretativ ausgewertet. Die Teilnehmer:innen wiesen eine besonders starke emotionale Beziehung zu ihren gehorteten Dingen auf, die trotz negativer Folgen für sich, andere und das häusliche Umfeld nicht entfernt wurden. So vermittelten die von ihnen massiv vollgestellten Wohnumgebungen ein Gefühl des Gefangen-seins. Es entstanden enorme persönliche und soziale Belastungen (vgl. Kellett et al. 2010).

Eine stark emotionale Beziehung zu einer Unmenge von Dingen hatte auch der Vater der Icherzählerin, dessen Aufbewahrungsdrang so weit ging, dass er sich selbst von vielen Utensilien aus Kindheit und Jugend nicht trennen konnte. Dieser Drang war durch die traumatischen Erfahrungen seines Vaters transgenerational weitergegeben worden, der Krieg, Hunger und Mangel erlebt hatte und im Bewusstsein lebte, dass Zeiten der Not immer wiederkehrten. Um sich für diesen Fall zu wappnen, bedurfte es eines unbegrenzten Vorrats für den alltäglichen Bedarf. Diesen Habitus der Not und Notwendigkeit hatte auch der Vater der Protagonistin erworben (vgl. Kraiss & Gebauer 2017, S. 43). Derartige Orientierungen werden in Studien nachgewiesen, die transgenerationale Folgen der Kriegsgeneration für die Sozialisation und Erziehung ihrer Kinder und Enkelkinder untersuchen (vgl. Radebold et al. 2008). Daneben spielten in der Familie der Protagonistin Erfahrung und Wissen über das geringe zur Verfügung stehende ökonomische Kapital und die dadurch entstehenden Mangelsituationen eine Rolle, deren Entstehen mithilfe des extremen Aufbewahrungs- und Kaufverhaltens vorgebeugt werden sollte (vgl. Code: Soziale Ungleichheit/Wohngebäude/Wohnung, S. 34; Code: Großvater/Habitus/Notwendigkeit, S. 53f.).

Das hatte zur Folge, dass der Vater der Icherzählerin keine Besucher:innen in die Wohnung ließ, weil ihm Unordnung und Unsauberkeit etwa im Hinblick auf seine Kollegen »unangenehm« (Ohde 2020, S. 54) waren. Vater und Mutter war es peinlich. Während der Vater resignierte und ein Gefühl von Hilflosigkeit entwickelte, versuchte die Mutter, soweit es ging, Ordnung zu schaffen. Aber auch sie fühlte sich der Situation gelegentlich ohnmächtig ausgeliefert und war nicht in der Lage, sie zu kontrollieren (vgl. Meyer 2000, S. 74ff.). Die Praktiken des Vaters führten in Verbindung mit anderen Faktoren zur Selbstausgrenzung der Familie in Quartier und Stadtteil. Dadurch konnten Bekanntschaften und engere Kontakte mit anderen Erwachsenen

weder für die Eltern noch Peerbeziehungen für ihre Tochter entstehen. Durch das Fehlen von Interaktion und Kommunikation mit anderen Kindern wurden Lern- und Bildungserfahrungen der Protagonistin vorenthalten (vgl. Code: Vater/Aufbewahrungsdrang, S. 32; Code: Mutter/Peinlichkeit, S. 32; Code: Vater/Selbstexklusion, S. 54).

Peerbeziehungen haben einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung kognitiver, sozialer und moralischer Kompetenzen, auf Anerkennungs- und Bildungsprozesse sowie spätere Lebensstile der Kinder, wie die Sozialisationsforschung zeigt (z.B. Harring et al. 2010). Sie sind für das Wohlbefinden der Gleichaltrigen ausschlaggebend. Bei Kindern und Jugendlichen in Armutslagen jedoch wird das Peerpotenzial nicht ausgeschöpft. Sie werden häufiger abgelehnt, haben weniger Freunde als privilegierte Gleichaltrige und sind insgesamt einem erhöhten Exklusionsrisiko ausgesetzt (vgl. Walper & Reim 2020, S. 59f.). Insofern macht der Roman auf ein weiteres Risiko für die Icherzählerin aufmerksam: die Selbstexklusion der Familie und ihre Folgen im Wohnquartier.

5.4 Auswirkungen des Wohnens auf Sozialisation und Entwicklung

Dass Unordnung nicht nur für Erwachsene negative Folgen hat, sondern auch für die Sozialisation und Entwicklung von Kindern und Jugendlichen, ist zu erwarten, vor allem weil menschliches Handeln aufs Engste mit Ordnungsvorstellungen verknüpft ist (vgl. Weber 1980, S. 16ff.). Ordnung beinhaltet »Regelmäßigkeit«, »Systematisierung« (Prengel 1999, S. 35) und antizipierbare Verhaltenserwartungen – Voraussetzungen, die ein Leben ohne Chaos ermöglichen sowie Sicherheit und Voraussehbarkeit schaffen, sei es im Blick auf dingliche oder symbolische Ordnung.

Empirische Studien zu benachteiligenden Auswirkungen von Unordnung auf die Sozialisation und Entwicklung von Kindern sind rar und wenig überzeugend. Stefanie Mallon (2018, S. 345) kritisiert, dass es »keine wissenschaftlich fundierten und gleichzeitig aussagekräftigen Untersuchungen« gibt, die Effekte von materieller Unordnung als alleinige Einflussvariable nachgewiesen haben. Ferner weist sie auf Fragwürdigkeiten einiger Untersuchungen hin. Beispielhaft stehen dafür Studien eines Sammelbandes, die weniger den Gegenstand »materielle Unordnung«, hier mit »Chaos« gleichgesetzt, sondern mehr das Thema »Unordnung« im Blick auf die Gestaltung von Beziehungen und zeitlichen Prozessen erörtern (ebd., S. 228). Obwohl ein weiterer Band ins-

gesamt keinen Zusammenhang zwischen physischer Unordnung und der kognitiven Entwicklung von jüngeren Kindern feststellte, hob eine Untersuchung Sauberkeit als positive Variable für die Entwicklung hervor, ohne jedoch darauf näher einzugehen (ebd., S. 226f.). Schließlich wurde in einem Literaturüberblick die Behauptung, dass »physisches Chaos« im Sinne materieller Unordnung einen signifikanten Einfluss auf die kognitive Entwicklung hatte, wenig später zurückgenommen. Es heißt, dieser Einfluss hänge mit einer Vielzahl von anderen Faktoren zusammen und ließe sich nicht auf einen einzelnen zurückführen. Eher legen andere Studien nahe, dass Armut eine kognitive Retardierung begünstigte (ebd., S. 230ff.).

Die von Mallon beleuchtete Studie von Dunifon et al. entspricht am ehesten dem Interesse an der Untersuchung der Folgen von Unordnung für Kinder. Sie zeigte, dass Praktiken zur Sauberkeit und Ordnung in der elterlichen Wohnung einen leicht positiven Einfluss auf die Dauer des Schulbesuchs und einen moderaten auf den späteren Berufserfolg der Kinder hatten. Die Forscher:innen sahen allerdings die Ursache für diese Effekte in der organisatorischen Kompetenz der Eltern. Insofern handelte es sich nicht um eine direkte Auswirkung von Ordnung, sondern war abhängig von der Fähigkeit der Eltern, Situationen zu strukturieren, die die Entwicklung des Kindes förderten (ebd., S. 234f.). Im Umkehrschluss heißt das, dass Unordnung Ausdruck der mangelnden organisatorischen Kompetenz der Eltern war, von der die Kinder nicht profitieren würden. Damit wurde allerdings das elterliche Kompetenzniveau als Einflussvariable auf die Entwicklung untersucht und nicht das Phänomen »Unordnung«. Diese Frage blieb im Blick auf sozialisatorische Folgen unbeantwortet.

In den obigen psychologisch orientierten Untersuchungen interessiert selten ein Zusammenhang von materieller Unordnung und Armutslagen. Ackerman und Brown sind der Auffassung, dass »a good case can be made that extremely poor families are by definition chaotic« (zit. n. Mallon 2018, S. 230). Forschungen müssten daher unseres Erachtens gezielt darauf ausgerichtet sein, unter Bedingungen extremer Armut Effekte des physischen Chaos im Sinne einer einzigen Variable auf die Entwicklung des Kindes nachzuweisen (ebd., S. 231). Denn Studien zeigen nicht nur bei extremer Armut das Vorhandensein von physischem Chaos, sondern auch bei Familien von mittleren und oberen Milieus. Es fragt sich, ob bei den Letzteren sich das physische Chaos anders auf die Entwicklung auswirkt als unter Armutsbedingungen?

Sollte sich der Zusammenhang zwischen Unordnung und Armut empirisch bestätigen, ist diese Erkenntnis anschlussfähig an Konzepte und

Forschungen zur Kinderarmut, z.B. an das Konzept erschöpfter Familien. Unordnung und Armut kann für diese Familien dann bedeuten, dass sie im fortschreitenden Armutsprozess immer weniger in der Lage sind, kumulative Problemlagen zu bewältigen, z.B. Unordnung in der Wohnung zu beseitigen. Bemühungen, die Situation zu verbessern, rufen weitere Schwierigkeiten, chronische Überforderung, Stress und Erschöpfung, letztlich Resignation der Eltern hervor (vgl. Lutz 2020, S. 213f.). Sie schaffen es nicht, das physische Chaos zu beherrschen. Im Rahmen dieses Konzepts ließe sich weiter untersuchen, welche Auswirkungen der Mangel an haltgebender Struktur durch die äußere Ordnung auf die Entwicklung des Kindes hat, ob physisches Chaos möglicherweise sogar »chaotisches« Verhalten fördert sowie zu gesundheitlichen Folgen und Entwicklungsproblemen führt.

Im Roman lassen sich mehrere Bezüge zum Konzept erschöpfter Familien herstellen, sei es zur chaotischen Wohnsituation, zu Hilflosigkeit, Resignation und Kontrollverlust des Vaters, zur Erschöpfung der Mutter und zum Stress der Icherzählerin. Diese Auswirkungen von Armut werden im Roman zu einem späteren Zeitpunkt mit Bezug auf das familiäre und schulische Feld veranschaulicht. Familiäre Armut hatte hier entscheidenden Einfluss auf den Habitus der erwachsenen Akteur:innen und beeinflusste zugleich die Habitusbildung der Protagonistin (vgl. Code: Vater/Habitus/Hilflosigkeit, S. 11; Code: Vater/Trinken, S. 69f.; Code: Mutter/Krankheit, S. 47, S. 74).

Generell wirkten sich solche räumlichen und sozialen Armutskontexte negativ auf die gesundheitliche und kognitive Entwicklung der Kinder aus sowie auf die Entstehung von Verhaltensproblemen, etwa Ängste, depressive Stimmungen und Konzentrationsprobleme, wie Forschungen zur Gesundheit und Kinderarmut sowie zur Schullaufbahn zeigen (vgl. Kliker et al. 2018; Rahn & Chassé 2020). Das Letztere wurde durch Ergebnisse von Untersuchungen der empirischen Bildungsforschung untermauert, nach denen das Gros der Risikogruppe aus prekären und armen Verhältnissen stammte (vgl. Kapitel 14).

Fazit: Die Icherzählerin wuchs in einem am Rande von Frankfurt a.M. liegenden Stadtteil auf, der von Einflüssen naheliegender Großindustrien geprägt ist. Ihre türkeistämmige Mutter war Hausfrau, ihr Vater Arbeiter in einem Chemiepark. Die Icherzählerin lebte in einem armutsgeprägten Wohnquartier des Stadtteils, das durch Stagnation, Diskriminierung, soziale Exklusion und Sexismus gekennzeichnet war. Die Protagonistin wollte den Ort verlassen und orientierte sich am Vorbild des Weggangs ihrer Mutter aus der Türkei. Das im Roman durchgängige Thema »Weggang« verband sich mit der Vorstellung, selbstständig und authentisch zu leben.

Die Wohnung verwies auf eine Form armutsgeprägten Wohnens. Sie war mit einer Unmenge von Dingen überladen. Materielle Unordnung und Unsauberkeit waren Folge eines extremen Aufbewahrungs- und Kaufdrangs des Vaters und trugen zur Selbstausgrenzung der Familie bei. Die empirische Befundlage zu Unordnung und Unsauberkeit und deren Folgen für die Entwicklung von Kindern ist schmal. Forschungen zur Kinderarmut zeigen, dass Unordnung zu gesundheitlichen Problemen und sozialen Belastungen führten.